

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

94 (21.4.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 16

Die Fruchtbarkeit und Ausdehnung der fremden Rassen

Von Curt Amend

Die Frage, ob Europa bzw. die weiße Rasse an einer Überwucherung leidet, ist mit einem ganz entschiedenen Nein zu beantworten. Im Gegenteil! Der Geburtenrückgang in allen europäischen Ländern — mit Ausnahme des halbasiatischen Rußland — ist in den letzten Jahren so groß gewesen, daß schon heute mit dem langsamen Aussterben der weißen Rasse gerechnet werden müßte, wenn nicht ein vollkommener Wandel der Anschauungen eintritt, ein Anschauungswandel, der die Geburtenziffer wieder anschwellen läßt.

Wenn sich bis jetzt der Geburtenrückgang ziffermäßig noch nicht so katastrophal bemerkbar gemacht hat, so liegt das daran, daß eben auch die Sterblichkeitsziffer sehr beträchtlich gesunken ist. Aber man muß sich völlig klar darüber sein, daß bei einem Weggang der beiden sinkenden Ziffern (sinkende Geburtenziffer und sinkende Sterblichkeitsziffer) sehr bald die zweite Ziffer wieder abstoppen muß. Denn die Sterblichkeitsziffer ist bereits während der letzten Jahrzehnte so sehr zurückgegangen, daß heute ein weiteres, anhaltendes Sinken unmöglich erscheint. Die Sterblichkeit betrug im Jahre 1872 30,62 pro 1000; im Jahre 1912 betrug sie 16,42 pro 1000. Eine Geburtenziffer von 12 auf 1000 würde eine durchschnittliche Lebensdauer des Menschen von 70 Jahren voraussetzen! Würde es uns also wirklich gelingen, diesen Rekordzustand zu erreichen, dann wäre aber sicherlich eine Überbevölkerung völlig ausgeschlossen. Dagegen kann die Geburtenziffer noch viel, viel mehr sinken, als das heute der Fall ist.

Die Gefahr ist aber nicht allein in dem Sinken der Geburtenziffer zu erblicken, sondern auch in der schon so oft beobachteten Tatsache, daß ein Volk mit Geburtenrückgang von andern Rassen überfremdet und aufgelesen wird, sei es auf dem Wege der Rassenmischung, sei es auf dem Wege der politischen Unterwerfung.

Wie steht es nun mit der Fruchtbarkeit der fremden Rassen? Greifen wir einmal diejenige Nation heraus, der wahrscheinlich bei der großen Auseinandersetzung zwischen uns und der gelben Rasse die Führung zufallen wird: Japan. Dort ist die Geburtenziffer ständig im Steigen begriffen. Sie betrug um 1880 herum rund 24 Proz. und hatte 1926 bereits 35 Proz. überschritten. Der natürliche Zuwachs beträgt in Japan pro Jahr beinahe eine Million Menschen. Die Bevölkerung Japans umfaßte 1920 insgesamt, also einschließlich der Kolonien, rund 78 Millionen; davon entfielen auf Altjapan rund 56 Millionen. Man stelle sich vor, welche eine Bevölkerungsziffer dieses verhältnismäßig kleine Land in 50 Jahren erreichen müßte, wenn sich die Bevölkerung pro Jahr um rund 1 Million vermehrt!

Die ungeheure Fruchtbarkeit der Chinesen ist bekannt, und ebenso die der Neger. Überall dort, wo die Neger Heimatberechtigung erlangt haben, dehnen sie sich auf Kosten der weißen Rasse aus. 1920 zählte man schon in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 94,8 Mil-

lionen Weiße und 10,9 Millionen Farbige, d. h. in der Hauptsache Neger. Fünf nordamerikanische Staaten sind zu mehr als einem Drittel von Negern bewohnt. In zwei nordamerikanischen Staaten, in Mississippi und Südkarolina, ist nach der letzten Zählung die schwarze Bevölkerung sogar größer, als die weiße. 17 Proz. der Landgüter in den Vereinigten Staaten sollen sich in den Händen von Negern befinden. Vergleichen wir die Fruchtbarkeit der Neger, und zwar der in ländlichen Gebieten wohnenden, mit der der in großen Städten wohnenden Weißen, so erweist sie sich als doppelt so groß. Es würde wenig Zweifel geben, die Grenzen Nordamerikas für die Einwanderung der Neger zu sperren. Schon allein der Geburtenrückgang der Weißen und das unauffhaltsame Vordringen der im Lande wohnenden Neger kündigt mit Notwendigkeit einen Zeitpunkt an, in welchem zum mindesten der Süden der Union verneigert sein wird. Wer nur ein wenig Phantasie hat, vermag sich sehr wohl ein Nordamerika auszumalen, das von Negern regiert wird!

Nun sind es aber keineswegs die Neger allein, die überall dort vordringen, wo bisher eine ausschließlich weiße Bevölkerung bestand, sondern da sind noch die Chinesen, die Japaner, die Malaien, die sich weit über ihre Heimatgebiete hinaus ausdehnen. In den englischen Docks und auf den englischen Schiffen werden heute schon weit über 60 000 Gelbbräunige beschäftigt, die jährlich um mehr als 10 Proz. wachsen.

Auch für Europa ist die Gefahr der Vernegerung gegeben. Die Schwarzen dringen in Unteritalien, Sizilien und in Spanien immer mehr vor. Die Portugiesen sind schon sehr stark verneigert, bzw. mit Negerblut gemischt. Frankreich hat heute zehntausende von Schwarzen im Lande. Und es hat sich nicht geäuert, ihnen auch noch das Bürgerrecht zu verleihen. Mit Recht wird betont (so in Heft 3 der „Süddeutschen Monatshefte“ vom Dezember 1927), daß „Frankreich die gefährlichste Einbruchsstelle der fremden Rassen in Europa ist, und daß das eine furchtbare Gefahr für das Abendland bedeutet“.

Hält der Geburtenrückgang bei der weißen Rasse an, dann werden schon allein die friedlich eindringenden fremden Rassen das Abendland in absehbarer Zeit an sich gerissen haben; denn mit ihrer größeren Fruchtbarkeit werden sie uns relativ bald an Zahl übertreffen. Bei einer Vermischung der Rassen aber wird sich mutmaßlich das Blut der gesunden fremden Rasse als das stärkere erweisen. Bis jetzt hat man überall dort, wo Weiße und Fremdrassige zusammenwohnen oder zusammenstoßen, die Beobachtung machen müssen, daß die Weißen biologisch ins Hintertreffen geraten.

Auch hier seien einige interessante Beispiele zitiert. In Hawaii lebten 1880 86 Japaner; 1925 hatten die 10 000 Amerikaner von Hawaii es bereits mit über 125 000 Japanern zu tun. In Mittelamerika wird die weiße Rasse von den Indianern (Indios) immer mehr und mehr zurückgedrängt; sie ist von 3 Millionen um 1900 jetzt auf 2 Millionen herabgesunken. Die unterdrückte rote Rasse empört sich gegen den einstigen weißen Sieger. Und man soll nur ja nicht immer die Behauptung wiederholen, daß die Indianer, so vor allem die in Nord-

amerika, so gut wie ausgestorben seien! Die Indianer in den Vereinigten Staaten und in Britisch-Nordamerika sind nie sehr zahlreich gewesen. Ein Stamm, der 10 000 Menschen umfaßte, dürfte schon als recht respektabel gelten haben. Denn immer wieder hören wir, daß es als eine große militärische Leistung angesehen wurde, wenn ein Stamm 1000—2000 Krieger auf die Beine brachte. Nach den Zählungen haben sich aber sogar die Indianer Nordamerikas in den letzten 25 Jahren recht ansehnlich vermehrt.

Mit welcher Sorge man in Nordamerika die Gefahr der gelben Einwanderung betrachtet, ist bekannt. Im Jahre 1880 gab es dort 148 Japaner, 1920 bereits 110 000. Diese Einwanderer vermehren sich aber mit großer Schnelligkeit. Und, da sie sämtlich im Westen der Union, vor allem in Kalifornien, sitzen, könnte der Moment nicht ferne sein, wo der ganze Westen der Bevölkerung nach japanisiert ist.

Ist die Situation für die weiße Rasse in Südamerika nicht ganz so gefährlich, wie in Mittel- und Nordamerika, aber auch noch immer schlimm genug, so erscheint sie als sehr bedenklich in Afrika. Die Neger haben dort im Durchschnitt doppelt so viel Kinder, als die Weißen. Und nur die starke Zuwanderung hat noch einigermaßen die Herrschaftstellung der Weißen aufrechterhalten können. Trotz der Zuwanderung aber hat sich die weiße Bevölkerung in der Kapkolonie von 1865—1921 nur um 258 Prozent vermehrt, die farbige Rasse aber um 577 Prozent! Es ist durchaus zutreffend, wenn gesagt wird, daß Südafrika wieder allmählich schwarz wird.

Nur in Australien behauptet sich die weiße Rasse noch leidlich, weil den Farbigen die Einwanderung nicht gestattet ist. Leider ist aber auch dort die Vermehrung der weißen Bevölkerung nur ganz gering. Und es ist ganz selbstverständlich, daß dieser an sich sehr entwickelte Erdteil am ehesten die Blicke der fremden Nation auf sich lenken muß, die der nächste Seemachbar Australiens ist, und die selbst mit dem Problem der Überbevölkerung zu kämpfen hat, nämlich Japans.

Naturw.-medizinisches Allerlei

Die Schulärztin und die Primaner. Warum für das Asiatische Gymnasium in Berlin mit der ärztlichen Untersuchung und Belehrung über die Folgen der Raufgasse und der Geschlechtskrankheiten eine Wägrige Ärztin betraut worden ist, ist wohl nur am grünen Tisch der Bürokratie erklärbar geworden. Die 18- und 20-jährigen Primaner haben sich geweigert, von der Ärztin sich untersuchen zu lassen. Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist proklamiert. Das Monopol der männlichen Ärzte ist durchbrochen, aber die alte Tradition, die jahrhundertlange Gewohnheit und die wohl auch in der Natur der Dinge liegende Beobachtung, daß die männlichen Ärzte nicht nur aus Mangel an weiblichen, auch von der weiblichen Bevölkerung bevorzugt werden und wurden, diese Tradition und Gewohnheit läßt sich nicht ohne weiteres dahin umkehren, daß man jetzt sagt, auch jeder Mann und Jüngling sei verpflichtet, sich von einer Ärztin untersuchen zu lassen. So groß dürfte ja der Mangel an Ärzten noch nicht geworden sein, daß für die Jungen und Jünglinge des Gymnasiums kein männlicher Arzt zur Verfügung stand. Warum also solches? Die Wege der hohen Behörden sind nicht immer leicht verständlich.

Berliner Theaterbrief

Von Hanns Martin Elster

Das einzige Theater, das derzeit noch Interesse findet, ist die Piscator-Bühne. Was alles man einst vom Staat, Schauspielhaus, von Jahnke's Einfluß und Energie erwartet hatte, wird mehr und mehr enttäuscht. Diese Staatsbühne hätte Zeit, Mittel, Kräfte genug, das Theater im engeren Sinne, in der Einheit von künstlerischem Drama und künstlerischem Spiel zu pflegen; aber es hat sich von einer absoluten Kritik und einem ebenso absoluten Substitut, die beide dem Tageseffekt nachschauen, sowie von den Parteieinflüssen verwirren lassen und schwimmt nun, ohne Repertoire, ganz im Stil der Geschäftstheater von Unberücksichtigung zu Unberücksichtigung. Es ist erst, gänzlich unzulänglich, nach langen Wochen zu spät. Den Gedanken, die neue Theaterakademie mit ihren Werken einmal repräsentativ zu zeigen — eine Pflicht des Staatstheaters —, griff es nie auf; nur einen neuen Akademiker, Fritz von Arnim, spielte es aus nahegelegenen Gründen. Auf Aufführungen verzichtete es völlig. Und jetzt bietet es nach scharfen Angriffen der Presse, die von einer Berliner Ibsen-Blamage sprach, auch um einige Wochen zu spät Ibsen's gänzlich veraltete „Gespenster“ in Erich Engels an die Russen angelehnter Regie, mit Cesar Kleins gänzlich ibsenfremdem Kulissenzauber und verfehlter Kinomischung, mit Kortners, Oswald, Lucie Süßhans Mutter und Lucie Mannheims Regie als zum Verfall des Berlinertheaters zwingenden Spielern. Wo aber blieb die Gegenwart im Staatstheater, wo die Pflege der klassischen Weltliteratur, der großen deutschen Dramatik? Eine Enttäuschung nach der andern. Und fast ist man versucht, sich denen anzuschließen, die dem Staatstheater andere Leistung, andere Dramaturgen, andern Geist wünschen. Wir können die Hoffnung noch immer nicht ganz aufgeben, daß Jahnke's künstlerisches Gemissen doch eines Tages wieder die Führung übernimmt; in seiner prachtvollen früheren Art gegen den Berliner Alltag, gegen den Apfelfationalismus.

Der läuft jetzt Piscator nach. Und dieser erhält den Zulauf nicht unbemerkt. Es ist wenigstens Leben in seinen Häusern. Upton Sinclair's „Eingende Galgenbäume“ waren freilich ein Mißerfolg und mühten durch Keller, „Hoppla! Wir leben!“ ersetzt werden. Auch für Schopenhauer's rollendes Band ist noch kein Erbgas da. Aber neue Leute werden wenigstens vorgeleitet! So jetzt Les Rania mit einem Medwedkama „Kon-

junktur“ im Lessingtheater; natürlich kein dichterisches Stück, ohne Sprachflüge, salopp, nur auf Gebiern und Wirkung, Propagandawirkung gestellt und darum spannende, kurzweilige Szenenfolge, die gesellschaftskritisch das Olfieber in Albanien, dem das Weltkapital raufen und zutreibt, behandelt. So etwas wie eine Komödie der Wirtschaft schimmert durch die Szenen, wenn auch noch sehr bläß. Hier liegt das Neue, das dann durch die „kollektive Zusammenarbeit“ mit Piscator den kommunistischen Dreh erhält. Aus dem Kampf um die Quellen entwickelt sich dann eine Durchleuchtung der Völkertypen, die — nach Lania — ohne nationale Interessen nur nach dem Profit geht. Eine Polemik mit dieser Auffassung erübrigt sich. Tatsache ist, daß, wenn auch noch schwach, der Versuch gemacht wird, freilich tendenziös und grotesk heutiges Leben zu paden. Die Schauspielkunst unterwirft sich hier der Absicht: sie spielt nicht mehr individualistisch, sondern als Drahtziehpuppe des Autors und Regisseurs.

Wieviel Piscator samt seinen Autoren von Rußland ausleitet, sah man jetzt wieder beim Besuch des Moskauer jüdisch-akademischen Theaters im Theater des Westens. Hier, von Granowsky geleitet, aber künstlerisch geformt: die innere Welt wird durch Sprache, Musik, Tanz, Bild, Völlisches nach außen gestaltet, rhythmisiert, entzweit, gespielt als commedia dell'arte des finstern östlichen Weltes im Dialektstüd „Zweihunderttausend“ von Scholem Aleichem, das schon dreißig Jahre alt ist. Ein jüdischer Schneider gerinnt das große Los und beklert den Gewinn wieder — ist das Thema zur Enthüllung ursprünglichen ostjüdischen Menschentums. Gebot dieses Theaters ist das Ensemble, das Zusammengehen aller Spieler: hier gebiert der Kollektivismus, der Kommunismus neue Kunst.

Während unser individualistischer Melativismus die Auflösung unserer alten Theaterkultur weiter betreibt, Ober glaubt die großdeutsche Theatergemeinschaft etwas durch eine mittelmäßige Anzueinerung von Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts“ die Vertiefung aufzuhalten. Ebenjowenig wie durch die Ausgrabung von Pflanzentüden, die wohl menschlich rein, aber dichterisch dilettantisch sind. Das Schweriner Staatstheater zeigte im Renaissance-theater Walter Nitsch's „Stahns Mutter“, die Tragödie der Mutter, die, gläubig, ihrer unheilbar kranken Tochter durch Gift die Erlösung bringt und unter Bekannnis des Todes freigesprochen wird. Ein Disillusionstüd, letzten Endes, nichts weiter, denn es mangelt an

dichterer Gestaltungskraft. Und ebenso erwies sich Ernst Wittlingers, des andern Berliner Pflanzers kleiner Schwan „Sein eigener Gast“, der als Marine im Theater in der Bühnenstraße für Wittlingers beifallsstrebende Pflanzentüden herausgebracht wurde, als nette Alltäglichkeit mit heiterer Menschenkenntnis, doch ohne tiefere Notwendigkeit. Warum soll ein Pflanzler nicht auch mal versuchen, unterhaltsam zu sein?

Das übrige Berliner Repertoire, das wirklich keinen echten Theaterfreund aus dem Reich die Hauptstadt noch bejuchenswert erweisen kann, bewegte sich im fabelhaften Amüsensgalopp. Man holte, wenn man ernst sein wollte, Altes in Naturalismus ins Rampenlicht: Alice Stein-Landesmann's mehr als zehn Jahre altes Schauspiel: „Im Wohnwärtchenhaus“, in dessen stille Eruerte ein vagebühnendes Pflanzentüden stausaufwirbelnd und mit krassem Pflanzenschluß eindringt, im Zentraltheater, und Carl Sternheims seit 1919 bekannte „Marquise von Aris“ im Theater in der Königgräzer Straße als ungetrübliche Episode weiblichen Haffes aus ver-schmähter Liebe. Die Marquise von Aris dreht dem ungetreuen Liebhaber eine Dirne zur Frau an; auch hier mit krassem Pflanzenschluß! Gustav Hartung's Regie errang im Verein mit Ida Roland, Hedwig Wangel, Elisabeth Demarq und Walter Jansen dem Stüd einen neuen Sieg: Sternheims Art ist in diesem von Denis Diderot empfangenen Stüd ja noch erträglich. Ganz kluge Leute griffen noch weiter als zehn Jahre zurück, um im Erfolg sicher zu gehen: die Volkstheater entstaubte gar Eugène Brieux's uralte „rote Robe“, das weicherische Luststüd, in dem Agnes Strauß und Leo Neuf's Triumphe feiern konnten. Im Theater am Kurfürstendamm wollte man Etienne Rey's und Alfred Savoir's Schwan „Wenn eine Frau will“ als Komödie aufziehen: vergebene Liebesmühe, es war der uralte Schwan mit Treue, Intrigue, Dreieck. Und auch bei Sachs Guitrys Stüd „Schwarz-Weiß“, worin eine Frau, die Gattin eines Weißen, ein Neger-Indieter zur Welt bringt, glänzt im deutschen Künstlertheater nicht weiter von Originalität. Nimmt man dazu noch Hans Sturms neues Lustspiel für das kleine Theater „Frau Käte läßt sich verführen“ — nämlich: sich grade nicht verführen zu lassen — so hat man das beliebteste Genre des heutigen Pflanzentüden in Berlin für das Massen- und Straßenpublikum gleich in dreifacher Deutlichkeit vor sich. Es genügt völlig, wenn man — keines von ihnen besucht...

Neues aus der Naturwissenschaft

5. Verhängnisvolle Schönheitspflege.

Die Kosmetik steht heutzutage für viele im Mittelpunkt des Interesses. So gibt es zahllose Zeitschriften, welche sich lediglich mit Fragen der Verjüngung und der Körperpflege beschäftigen. Es werden hier alle möglichen neuen Mittel zur Entfernung von Gesichtsfalten, überreichlichen Fettpolstern usw. angegeben. Das neueste Verfahren, um verlorengegangenes Fett im Gesicht wieder zu ersetzen, ist eine Einspritzung von Paraffin unter die Haut. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß durch derartige Einspritzungen natürliche Fettmassen ersetzt werden können. Dieser Ersatz muß aber, trotzdem das Paraffin steril eingespritzt wird, also keine Gifte oder Bazillen enthält, doch wie ein Fremdkörper im menschlichen Organismus wirken. Denn ein Hohlraum, der früher mit organischen, d. h. der Eigenart des Körpers angepaßtem Material (Fett) ausgefüllt war, ist nach der durchaus erfolgreichen Behandlung mit körperfremdem Material ausgefüllt. Es werden jetzt auch zwei Fälle bekannt, die zu verhängnisvollen Erscheinungen geführt haben. — Bei dem ersten handelte es sich um Patienten, welche sich zur Entfernung von Faltenbildungen am Kinn eine Paraffinjektion hatte machen lassen. Jetzt nach zwei Jahren hat sich unter dem Kinn ein tief herabhängendes Geschwür gebildet, das nur sehr schwer entfernt werden kann. Bei dem zweiten Patienten entwickelten sich auch im Anschluß an eine solche Paraffinbehandlung, die zur Entfernung von Augen- und Lippenfalten unternommen worden war, mehrere kleinere Geschwüre, welche Kalkeinlagerungen in reichlicher Menge zeigten. Der rein operativen Behandlung von Gesichtsfalten, welche heutzutage auch ohne örtliche Betäubung fast schmerzlos durchgeführt werden kann, wäre also der Vorzug zu geben.

6. Neuere Untersuchungen über die Totenstarre.

Unmittelbar nach dem Tode verhalten sich die Muskeln noch genau so, wie lebende. Man nennt sie in diesem Zustande überlebende, weil der elektrische Strom, genau wie beim Lebenden, eine Zusammenziehung hervorruft. Eine gewisse Zeit nachher geht jedoch eine Änderung in den Muskeln vor. Statt durchsichtig glänzend auszusehen, bekommen sie eine trübe Farbe, fühlen sich im Gegensatz zu früher starr und fest an und geben nunmehr eine chemische Reaktion, welche entgegen den Verhältnissen vor der Totenstarre ausgesprochen sauer ist. Der Zustand dieser Starre hat nur insofern mit einer regelrechten Muskelkontraktion des lebenden Muskels Ähnlichkeit, als der Muskel hart wird und sauer reagiert. Bei der Totenstarre verflüchtigt sich aber der Muskel keineswegs, denn die Leiche behält die Lage, welche durch die eigene Schwere und die Unterstützungspunkte der Umgebung bedingt ist, jedenfalls konnte noch niemand die Bewegung irgendeines Körperteiles bei Eintritt der Totenstarre sehen.

Genauere Untersuchungen über dieses Verhalten des Muskels hat in letzter Zeit **H. J. Deuticke** ausführen können. Er stellte fest, daß sich im toten Muskel neben einer starken Milchsäurevermehrung auch eine beträchtliche Zunahme der Phosphorsäure nachweisen läßt. Entfernte er aber die angesammelte Säuremenge wieder durch eine besondere Methode der Sauerstoffzufuhr, so blieb trotz Abnahme der Säuremenge die Totenstarre doch bestehen. Die Anhäufung dieser beiden Säuren kann also nicht für die Auslösung der Totenstarre allein ver-

antwortlich gemacht werden, wie man bis dahin glaubte, sondern es dürfte das Zutreten anderer Ursachen hierfür noch bedeutungsvoller sein. Das sind besonders die Veränderungen an den sogenannten Muskelfollikeln, welche sich im toten Muskel auch nachweisen lassen, deren Zusammenziehung usw. aber viel komplizierter ist, um hier besprochen zu werden. Interessant dürfte aber der folgende Fall sein, bei dem es sich um eine langandauernde Totenstarre handelte, wie sie nur in den allerersten Fällen beobachtet worden ist, denn gewöhnlich dauert der Zustand der Starre nur ein paar Tage und macht dann einer allgemeinen Erweichung und Erschlaffung Platz, bei der gleichzeitig Fäulnis auftritt. Die Leiche eines Erhängten, welche durch besondere Umstände erst nach mehreren Monaten aufgefunden wurde, zeigte eine steife Armhaltung, die auch nach dem Abnehmen der Leiche noch erhalten blieb. Der rechte Arm war nämlich über dem Kopf rechtwinklig erhoben, und es hatte den Anschein, als ob der Erhängte noch kurz vor dem Eintritt des Todes in den Strick hatte greifen wollen. Diese Haltung war auch mit Gewalt nicht zu verändern. Da die Totenstarre allein nicht zur Erklärung genügt, wird man allerdings auch noch andere Faktoren in Rechnung stellen, welche diese langandauernde Totenstarre bedingen. Vielleicht ist der Arm in der angegebenen Weise nur erstarrt und nachher durch Mumifizierung, d. h. Eintrocknung des Gewebes, in der Stellung befestigt worden. Denn die eingetrockneten Muskeln und Sehnen haben durchaus die Fähigkeit, ein Glied für längere Zeit in einer einmal eingenommenen Lage festzuhalten.

7. Das Problem der Zahnplombenvergiftungen gelöst?

Vor einiger Zeit wurde das Publikum durch die Nachricht stark beunruhigt, daß der damals in Berlin tätige Chemiker Professor **Stoek** bei seinen sehr interessanten Arbeiten über die Frage der Quecksilbervergiftung zu dem Schluß gekommen wäre, daß die durch viele Jahrzehnte hindurch von den Zahnärzten allgemein ausgeübte Methodik der Zahnfüllung mit Amalgamen mehr oder weniger eine ernste Bedrohung der Gesundheit des Trägers bedeute. Die in einer rein chemischen Fachzeitschrift veröffentlichten Untersuchungen von Prof. Stoek waren in den Tageszeitungen lebhaft erörtert worden. Es war damals schon gesagt worden, daß man nicht erwarten könne, das Problem würde in allzu kurzer Frist gelöst sein, daß die Angelegenheit vielmehr einer sorgfältigen Prüfung durch Ärzte und Chemiker bedürfe. Hatten sich die Wirkungen der schleimenden „chronischen“ Quecksilbervergiftung durch Jahrzehnte dem Scharfblick der Ärzte entzogen, so konnte das Studium dieser Wirkungen, die erst Jahre lang nach der erfolgten Zahnfüllung einsetzen können und wieder Jahre danach sich ganz allmählich bemerkbar machen, nicht in Monaten abgeschlossen werden. — Ohne dem endgültigen Urteil der mit der Untersuchung beschäftigten Forscher vorgreifen zu wollen, kann man indessen schon heute einiges Nähere über den Stand der Frage sagen, an der begreiflicherweise die Allgemeinheit das größte Interesse hat.

Es ist zweifellos, daß die verschiedenen Grade von Empfindlichkeit gegenüber Quecksilber in den verschiedensten Formen vorkommen. Daß eine große Zahl von Chemikern und Physikern ohne merkliche gesundheitliche Störungen jahraus jahrein notgedrungen in quecksilberhaltiger Luft arbeitete und noch arbeitet, ist andererseits zu beachten. — Zweifellos ist aber auch, daß zwischen den verschiedenen Arten der zur Zahnfüllung verwendeten Amalgame ein ganz gewaltiger Unterschied bezüglich ihrer Gesundheitschädlichkeit besteht. Als praktisch voll-

kommen unschädlich können heute die sogenannten **Edelamalgame** angesehen werden, die außer Quecksilber in der Hauptsache Gold und Platin enthalten, namentlich, wenn sie vollkommen sachgemäß hergestellt werden — die eigentliche Zubereitung der Amalgamfüllung erfolgt bekanntlich unmittelbar vor der Füllung durch den Arzt, der diese Arbeit niemals Hilfskräften überlassen wird.

Leider ist auch bei den Amalgamfüllungen, wie gewöhnlich, das Feuerste das Beste. Unbedingt zu vermeiden sind die sog. Kupferamalgame. Schon als die Amalgamfrage zum ersten Male in der Öffentlichkeit erörtert wurde, hatten Anfragen ergeben, daß an den meisten Kliniken solches einfaches Kupferamalgam schon seit längerer Zeit nicht mehr verwendet worden war, da es sich schon aus anderen Gründen nicht eigentlich bewährt hatte. Da solches Kupferamalgam indessen immer noch fabrikmäßig hergestellt wurde, muß es auch verwendet worden sein, möglicherweise in der Hauptsache nicht in Deutschland selbst. — Es ist wohl anzunehmen, daß heute kein gewissenhafter Zahnarzt noch solche Füllungen leget wird, wenn sie auch, wie gesagt, die billigsten von allen sind.

So scheint es denn, als würden sich die anfänglich gehegten Befürchtungen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung bewahrheiten. Das ist deshalb erfreulich, weil der zahnärztlichen Kunst ein sehr gutes Hilfsmittel verlorengehen würde, wenn die Amalgamfüllungen vollständig aufgegeben werden müßten, die nach dem Urteil tüchtiger Ärzte gerade in der Praxis der weniger Bemittelten schwer zu ersetzen sein würden. Jedenfalls aber ist Prof. Stoek das Verdienst nicht abzuspochen, daß er die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf ein immerhin noch nicht restlos geklärtes Problem gelenkt hatte.

Neues von der Erdbeben-Vorhersage

Erdbeben kommen durch momentane Auslösung eines Spannungszustandes in der Erdkruste zustande. Es findet ein Bruch, eine plötzliche Verlagerung von Erdschollen statt. Wie nun beim Zerbrechen eines Gegenstandes an der Stelle, welche die stärkste Spannung auszuhalten hat, zunächst Deformationen auftreten, ehe der eigentliche Bruch erfolgt, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß bei einem Erdbeben dem Erdstoß infolge der bestehenden Spannungen langsame Änderungen, Senkungen, Entfernungen oder Neigungen der Erdkruste im Vorfeld vorausgehen. Diese Änderung der Erdoberfläche kann man mit Hilfe feiner Instrumente feststellen und auf diese Weise kann man von einem bevorstehenden Beben Kenntnis erhalten.

In Japan, dem am häufigsten von Erdbeben heimgesuchten Lande, hat man in der Tat beobachtet, daß stärkeren Beben vielfach eine Neigung der Erdkruste vorausging. Stellenweise wurde eine Hebung der Erdoberfläche um 1 bis 2 Meter beobachtet, die eine halbe Stunde bis fünf Stunden vor dem Erdbeben auftrat. In neuester Zeit hat man darum in Japan ein ganzes Netz von Stationen mit entsprechenden Apparaten ausgerüstet, welche langsame Neigungen der Erdkruste aufzeichnen, um damit die Möglichkeit einer Vorhersage von Erdbeben in der Praxis zu studieren. Die Zeit freilich, die zwischen der langsamen Deformation der Erdoberfläche und dem eigentlichen Erdbeben liegt, ist im allgemeinen ziemlich kurz. Sie beträgt im Höchstfalle wenige Stunden. Diese Zeit dürfte jedoch in vielen Fällen eben genügen, um Verluste von Menschenleben in weitem Maße zu vermeiden. Es ist jedoch noch nichts darüber bekannt, inwieweit sich die beschriebene Methode bereits praktisch bewährt hat.

Karlsruher Konzerte

Für die angekommenen Besucher der **Volkssinfoniekonzerte** — ihre Zahl ist erfreulicherweise nun so gewachsen, daß beim letzten dieswintertlichen Abend die Stadt Festhalle fast ausverkauft war — brachte das letzte Programm zunächst eine **Kraufführung**. Aus nicht ganz unbekanntem Werke des Altitalieners **Corelli** hat dessen gegenwärtiger Landsmann **Francesco Malipiero** ein Orgelkonzert geformt. Es hält sich im Aufbau zwar streng an die Tradition, bringt aber immerhin im Klanglichen, mit lammermusikalischen Effekten durchsetzten Detail einiges Neue. Ein „Konzert“ allerdings nach dem heute geläufigen Begriff, der ein stärkeres Hervortreten des Soloinstrumentes erfordert, ist es nicht, weil der Orgel eigentlich nur die Aufgabe einer obligaten Stimme in dem kleinen Streicherensemble zufällt. Dafür gab das nachfolgende fünfte Orgelkonzert **Händels** unserem einheimischen Spezialisten der Orgeltechnik, **Franz Philipp**, um so mehr Gelegenheit zu solistischer Betätigung. Wie hat doch der deutsche Meister weit über den Geist seiner Zeit hinaus in diesem herrlichen Werk virtuose Beschwingtheit mit üppiger Melodik und feiner Kantilene verbunden! Die Physiognomie der Wiedergabe stürte ein wenig, daß einestheils die Intonation der Orgel nicht ganz intakt war, daß andererseits der Spieler die Zeitmaße etwas überhastete. Auch die dem Schlußsatz angefügte Kadenz war im Stil keineswegs unantastbar. Als sinfonisches Hauptwerk bot das badische Landestheaterorchester unter **Generalmusikdirektor Josef Krips** nach der **Rauhe** **Mahlers** „**Lied von der Erde**“. Die durch soviel harmonische Eigenheit und instrumentale Ökonomie ausgezeichnete Klangsprache des komplizierten Apparates, den das Werk benötigt, kam zu ergreifendem Ausdruck. Starke Vertiefung in dessen gedankliche und musikalische Schönheiten wies vor allem dem Dirigenten den rechten Weg. Sollen **Mahlers** Selbstdarstellungen wirklich lebendig werden, dann ist nicht nur flüchtige Partiturerkenntnis seiner Werke, sondern geistige Erkenntnis seines Wesens notwendig. Zumal in den letzten Teilen hatte man die positive Gewißheit, daß **Mahlers** Schöpfung mit seltener **Neue** geliebt und daß für den immer noch heiß Umstrittenen mit fühlbarer **Hingabe** gekämpft ward. Eine besondere Freude war es auch, **Magda Straß** in den **Altkreis** zu hören, denn ihre Gestaltung hielt künstlerisches Großformat und vermied selbst im Schlußlied, die **Reinheit** des Gesangs in **Reinheit** ausarten zu lassen. **Neo Straß** Stimme, die anfänglich viel

Temperament und Impuls gegeben hat, verlor hingegen später sehr an Frische.

In einem **Kammerkonzert des badischen Konservatoriums** stellte sich erstmals die neuorganisierte Spielvereinigung des Instituts unter ihrem jetzigen Leiter **Josef Feischer** der Öffentlichkeit vor. Das Debut hinterließ im wesentlichen recht angenehmen Eindruck. Die aus Lehrern und Schülern gebildete Körperschaft steht schon auf achtbarer künstlerischer Höhe, mußte zwar exakt und weiß auch in der Begleitung sich trefflich anzupassen. Mangelhaft freilich hie und da eine Härte des Fortes, während ebenso das Piano noch nicht locker und farbig genug ist. Hier muß der Dirigent um so mehr fortpriorierend eingreifen, als seine **Taktstabsbewegung** selbst noch einem Geiße der Schwere zu entspringen scheint, den es zu überwinden gilt. Trotzdem erreichte das Niveau der beiden Orchesterwerke des Abends (**Calderas** **H.-Moll-Trio** und **Wachs** **H.-Moll-Suite**) berechtigte Hoffnungen. Mit brillanter Fertigkeit und vornehmem Ton spielte **Feischer** dazwischen je ein Violinkonzert von **Rardini** und **Wach**. Den Dirigentenstab überließ er dabei dem jungen **Fritz Hermann**, der am Puls schon eine vorteilhafte Figur machte und die Materie mit Sicherheit beherrschte.

Wir sind durch kraftvoll männlichen Anschlag bei der Mehrzahl unserer Pianistinnen gerade nicht verwöhnt, und noch weniger oft gefestigt sich zu der Sauerheit der manuellen Details und der wohltrainierten Ausgeglichenheit des Fingersatzes eine aufs Monumentale gerichtete Auffassung. Beides erhebt aber eine Sondererscheinung wie **Ellen Ney** längst über den Durchschnitt. Sie ist eine vollblütige, echtbürtige Musikantin, die wohl auch äußerlich bis an die Grenzen des artistisch Möglichen geht, die ihr Spiel jedoch stets von der eingeborenen Harmonikität sein inneres Licht und bedeutames Profil erhalten läßt. Nichts kennzeichnet solche Paarung von **Virtuosität** und **Musikertum** besser als die Spannung, diesmal an ihrem Klavierabend **zwangsläufig** wieder bei **Beethoven** z. B. eintrat. Zuvor war schon ihr **Mozart** geschmacklich und stilistisch ein Meisterstück von höchst sublimierter **Delikatesse**, nachher verhalf sie auch dem **Formwied** und der **Formbedeutung** der **sinfonischen Variationen Schumanns** (op. 18) zu lehrer Mundung. Ein **Vestes** bot sie außerdem in den bereitwillig zugegebenen, zu reizvollem Klang ausgearbeiteten **Schubertstücken**. Es war der Abend einer immer bereiteten **Priesterin** der Kunst, die über den wirren Epochen als großer **Harer Mensch** ihres hohen Amtes waltet. **S. Sch.**

Der Stammbesuch des badischen Landestheaters

Seit zwei Jahren zeigt der Theaterbesuch eine erfreulicherweise aufsteigende Linie, die besonders bemerkbar in der Zahl der Dauerbesucher bei Platzmiete und Platzsicherung ist. Das Landestheater war bemüht, diese Entwicklung durch einen **abwechslungsreichen Spielplan** zu fördern. Viele im **Vorfeld** der Spielzeit eingelaufene Wünsche sind gern erfüllt worden und sollen auch in Zukunft jede Verfürgung finden. Auch Verbesserungen in der **Platzmiete** sind ohne äußere Anregung durchgeführt worden. Den Freunden der **Böckenhofener** ist das Landestheater durch **Einführung** von zwei **Mietabteilungen** ohne **Samstags-** und **Sonntagsvorstellungen** (die **Donnerstags-** und **Freitagsmiete**), die sich steigender **Beliebtheit** erfreuen, entgegengekommen. Zur **Erhöhung** der **Vorteile** der **Platzmieter** wurde in diesem **Spieljahr** von der **vertraglich** zugesicherten je **häufigen** **Verteilung** von **Oper** und **Schauspiel** abgesehen und es besteht in allen **Mietabteilungen** heute schon ein **Vorprung** in der **Zahl** der **beliebtesten** **Opern-** und **Schauspielvorstellungen**. An dieser **Vorzugung** der **Stammbesucher** soll auch weiterhin nach **Möglichkeit** festgehalten werden.

Wenn auch nicht alle guten Absichten des Landestheaters infolge allerlei widriger, nicht jedermann immer offensichtlichen Umstände, die keinem Theater und zu keiner Zeit erspart bleiben, zur Ausführung reifen konnten, so dürfen doch die **Stammbesucher** aus der diesjährigen vorzugsweisen **Verfürgung** der **Mietabteilungen** die sichere Hoffnung entnehmen, daß die **Theaterleitung** auf dem **betretenen** Wege der **planmäßigen** **Pflege** des **Stammbesuchers** fortfahren wird. Aber noch ist das **Ziel** — der **Friedensstand** der **Stammbesucher** — nicht erreicht. Ihm immer näher zu kommen, darf man bestimmt hoffen, wenn die jetzigen **Stammbesucher** ihrem **heimatlichen** **Kunst-** und **Freizeitinstitut** die **Treue** bewahren und immer noch mehr **Kunst-** und **Freizeitfreunde** sich der **großen** **Vorteile** der **Einführungen** zum **Dauerbesuch**, der **billigen** **Platzmiete** und der **bequemen** **Platz-** und **Platzsicherung** bedienen. Alle **bedachten** und **neue** **Stützen** des **Landestheaters** in seinen **künstlerischen** und **schwierigen** **ökonomischen** **Aufgaben** sollen stets **dankbare** **Anerkennung** durch **gute** **Gegenleistungen** finden.

Fulba und **Schillings** in der **Arbeitskommission**. Dem **Ver-** **liner** „**Vorfeind**“ zufolge sind nunmehr außer den **amt-** **lichen** **Vertretern** auch **den** **deutschen** **Auforen** **zwei** **Stitze** in der **deutschen** **Kommission** für **Rom** **gewährt** worden. **Ran** hat dazu **Ludwig** **Fulba**, **den** **Vorsitzenden** der **Autorenverbände**, und **Max** **von** **Schillings** **ausgewählt**.